



Stormarnsche Zeitung

IN VERBINDUNG MIT DEM LÜBECKER VOLKSBOTEN UND DER Trittauener Zeitung

Nummer 22

Freitag, 26. Januar 1940

Einzelnummer 15 Pf.

Moskauer „Prawda“ stellt fest: „Mister Churchill wird nervös“ So arbeitete Kriegsheker Coulondre!

Der letzte französische Botschafter in Berlin war ein beflissener Handlanger der Kriegstreiber in Paris

„Totengräber der deutsch-französischen Verständigung“

Propaganda-Krieg im Norden

Berlin, 26. Januar
Amtlich wird verlautbart (vierte amtliche deutsche Veröffentlichung zum französischen Gelbbuch):

Mitte November 1938 entsandte die französische Regierung Herrn Coulondre als Botschafter nach Berlin. Der neue Vertreter Frankreichs, der im Gegensatz zu seinem Vorgänger Francois-Poncet Berufsdiplomate war, kam zu besonders günstiger Stunde nach Deutschland. In Verfolg der Konferenz von München schien Aussicht zu bestehen, daß der vom Führer seit Jahren gewünschte endgültige Ausgleich mit Frankreich nun wirklich angebahnt werden könnte. Schon vor der Abreise von Francois-Poncet war das grundsätzliche Einverständnis der beiden Regierungen über das am 6. September in Paris unterzeichnete deutsch-französische Abkommen erzielt worden, durch das die deutsch-französische Grenze als endgültig anerkannt wurde. Der neue französische Botschafter legte in Berlin offensichtlich Wert darauf, sich nach außen hin als Anhänger der deutsch-französischen Verständigung auszugeben. Als solcher führte er sich bei allen deutschen Stellen ein und betonte bei jeder sich bietenden Gelegenheit immer wieder, daß er kein anderes Ziel habe, als der Sache der deutsch-französischen Verständigung und des europäischen Friedens zu dienen.

Die jetzt im französischen Gelbbuch veröffentlichten Dokumente beweisen jedoch, daß Coulondre vom Anfang bis zum Ende seiner Berliner Tätigkeit genau das Gegenteil getan hat. Daß er als typischer Vertreter der Diplomatie des Quai d'Orsay auch in Berlin in die Gedankengänge der herkömmlichen unfruchtbaren französischen Politik verstrickt blieb, und daß er nicht das Format besaß, für schöpferische Gedanken einer neuen

europäischen Politik Verständnis aufzubringen, wird zwar für niemand, der ihn persönlich gekannt hat, eine besondere Überraschung sein. Man weiß, daß die zünftigen Beamten des Quai d'Orsay seit langen Jahren niemals etwas anderes gekannt haben als die These der Einkreisung und Niederhaltung Deutschlands, die sie auch gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland des Jahres 1939 noch mit den Methoden Richelieus und Poincarés verwirklichen zu können glaubten. Die Berichte Coulondres verdienen aber insofern eine besondere Beleuchtung, als sie in ganz ungewöhnlichem Maße den Mangel an eigener politischer Einsicht durch Säuung unwahrer Behauptungen und vor allem durch eine verantwortungslose, systematische Hege gegen Deutschland zu erlegen suchen. Es ist direkt erstaunlich, daß die französische Regierung diese Berichte, die im Grunde nur gegen ihre Politik zeugen, zu einem Hauptbestandteil ihres Gelbbuches gemacht hat. Vielleicht erklärt sich das dadurch, daß Coulondre selbst der Hauptredakteur des Gelbbuches war und in seiner Eitelkeit, seine schriftstellerischen Leistungen in solchem Umfang gedruckt zu sehen, seinen Blick mehr für die seinem Lande abträglichen Folgen der Veröffentlichung hatte.

Diesem französischen Botschafter war von Anfang an jedes Mittel recht, um die deutsche Politik zu verächtlichen und zu entstellen. Er sucht in seiner Berichterstattung in jeder Weise Mißtrauen gegen das Reich zu wecken und seine Regierung von einer Politik des Ausgleiches mit Deutschland abzubringen. Sensationelle Erzählungen, die ihm von obskuren Mittelsmännern angetragen werden, oder die er selbst erfunden hat, ja, jeder

(Fortsetzung Seite 2)

Von Hans Wendt, Kopenhagen

In den aufgeregten Tagen vor und kurz nach Ausbruch des Krieges war der Kopenhagener Rathausplatz, sonst nur eine Tummelstätte der Radfahrerheere, der Brautpaare, die sich nach Verlassen des Standesamtes verewigen lassen, und allenfalls der Tauben, geradezu gefährlicher Boden geworden. Überall standen debattierende Gruppen und starrten zu den Leuchtschriftbändern, den hell angestrahlten Fassaden der Zeitungshäuser hinauf, von denen herab die allerneuesten Nachrichten in die Hirne sprangen. Der sonst so gemächliche Däne war kaum wiederzuerkennen. Er regte sich auf, nahm Partei, wurde nervös. Es gab sogar vereinzelt Demonstrationen, und wer sich allzu laut in einer fremden Sprache äußerte, konnte er riskieren, als Störenfried oder Spion betrachtet zu werden. Der Propaganda-Krieg war im vollen Gange. Mit den Tauben flatterten die Enten der internationalen Agenturen um die Wette. Rundige Ent-

Gauleiter Lohse bei den schleswig-holsteinischen Truppen an der Westfront

... 26. Januar
Gauleiter Lohse besuchte mit seinem Stellvertreter Pg. Sieh, den Parteigenossen Landeshauptmann Dr. Schow, Oberbürgermeister Dr. Drechsler, Gaubmann Banne-mann und Polizeipräsident Schröder verschiedene schleswig-holsteinische Truppeneinheiten an der Westfront. In der Unterhaltung mit den Soldaten, darunter vielen alten Parteigenossen, kam ebenso wie in den Ansprachen des Gauleiters an einzelne Truppenteile immer wieder die starke Verbundenheit zwischen Front und Heimat zum Ausdruck, in welcher der beste Garant für den endgültigen Sieg über unsere Gegner zu erblicken ist.

Der Gauleiter überbrachte den Gelbgranen einen großen Transport von Liebesgaben, die für sorgliche, liebevolle Hände im ganzen Gau zusammengestellt hatten. Ob der Rum zum heimatischen Grog oder das Lübecker Marzipan freudiger begrüßt wurden als die Rauchwaren, oder ob etwa die von der Frauenschaft und dem BDM gebastelten Gebrauchsgegenstände willkommenere waren als die Musikinstrumente, war schwer zu erkennen. Festgestellt werden darf, daß die Bereitwilligkeit der Heimat, Freude zu bereiten, mit herzlichster Dankbarkeit aufgenommen und erwidert worden ist.

Die Truppen, die körperlich in ausgezeichnetster Verfassung und von bestem Geiste befeuert waren, erwiderten die Grüße aus der Heimat ebenso herzlich für die Heimat.

sinnen sich noch deutlich einer Sabotagemeldung, wonach polnische Flugzeuge Berlin bombardiert haben sollten...

Seither haben Politik und Rohlenknappheit dafür gesorgt, daß die Leuchtbänder und Scheinwerfer verschwanden. Die debattierenden Gruppen schmolzen zusammen. Aber der Propaganda-Krieg ging weiter, er stellte sich bloß um, er paßte sich den dänischen Lebensbedingungen an, die das Auffällige nicht verschmähen — es muß freilich „smart“ oder „apart“ sein — denen jedoch vor allem das allzu Harte und Laute nicht liegt. Es muß alles hierzulande etwas dick auf Butter serviert werden. So ist es ein ziemlich lautloser Krieg geworden, ein Krieg wie überall: unter der Oberfläche oder sehr hoch in den Wolken. Ihn zu verfolgen, gibt einen ganz guten Begriff davon, wie die Plutokratien heute um die nordischen Länder und um die Neutralen überhaupt kämpfen.

Die Chancen lagen eigentlich gewaltig zum Vorteil der Westmächte, namentlich Englands. Der englische Einfluß ist ja traditionell so stark, daß er überall Handhaben zur Verbreitung der eigenen und zur Bekämpfung der gegnerischen Ansichten fand. Aber schon in den ersten Tagen zeigte sich, daß ihm in der deutschen Nachrichten- und Rundfunktechnik ein schlagkräftiger Gegenspieler erwachsen war. Ehe die Lügen der anderen Glauben, oft genug ehe sie überhaupt Verbreitung fanden, war schon die wahrheitsgemäße Darstellung von deutscher Seite da. Kein Londoner oder Pariser Schwindel blieb unüberprüfbar. Das Stören nach einer gewissen Neutralitätspolitik bewirkte, daß die Nachrichten nicht einseitig bleiben durften, daß mindestens eine gewisse Betmischung von deutschen Meldungen erfolgte. Sogar kamen die grössten Zensurschwierigkeiten in London und Paris. Die neutralen Journalisten wurden am Telefonieren gehindert, während sie aus Deutschland ungehindert alles Interessante berichten konnten.

Sogar kamen die Postschwierigkeiten. In den ersten Kriegswochen konnte beispielsweise die englische Bildpropaganda

Schwäche und Furcht der Westmächte!

„Regime Fascista“: „Die britische Macht auf der Dummheit der Menschen aufgebaut“

Mailand, 26. Januar
Den Weg der britischen Außenpolitik und ihre sehr zweifelhaften Erfolge kennzeichnet aufschlußreich „Regime Fascista“. Am 31. März des vergangenen Jahres, so schreibt das Blatt, verkündete Chamberlain feierlich der Welt, daß England eine „neue“ Politik eingeschlagen habe. Einige Tage darauf schloß das jenes „Meisterwerk“ eines englisch-polnischen Vertrages ab, durch den sich Warschau bereit erklärte, den Agent provocateur für den neuen Krieg gegen Deutschland zu spielen.

Die britische „Garantie“ wurde nacheinander Jugoslawien, Griechenland, Rumänien, der Türkei, Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland, Holland und der Schweiz angeboten. Das Hauptstück der britischen Diplomatie sollte die Sache mit Sowjetrußland werden. Aber die Staaten, denen London seine edelmütige „Garantie“ angeboten hatte, begannen zu zweifeln, und abgesehen von Polen und der Türkei nahm niemand das Angebot an und Stalin lehnte dem „edlen“ Dalai-lama den Rücken zu.

Seit jener denkwürdigen Rede Chamberlains seien mehrere Monate hingegangen. Polen sei in achtzehn Tagen verschwunden. Das französisch-schwarze Heer rühre sich nicht von der Maginot-Linie, und die britische Flotte erleide täglich schwere Verluste. Die Behauptungen und verschleierte erpresserischen Drohungen Churchills aber hätten gerade das Gegenteil von dem erzielt, was er sich davon versprochen hätte. Die Neutralen erklärten, daß sie sich um ihre eigenen Dinge selbst kümmern und nicht jene Londoner Ratsschlüsse nötig hätten, die recht eigenmächtig kämen. Die britische Macht sei auf der Dummheit der Menschen aufgebaut, aber es sei nicht gesagt, daß dies in alle Ewigkeit so bleiben müsse. Mit der gegenwärtigen Auflehnung der Neutralen stütze die ganze englisch-französische Politik zusammen. Auch die Einfältigsten hätten begriffen, daß die lange Liste der britischen „Garantien“ nur ein Kunstgriff zur Vorbereitung des gegenwärtigen Krieges war, den England mit der Haut der anderen führen wollte.

Der großmännliche und anmaßende Ton von London und Paris, wo man anscheinend Besorgnisse hege, den Krieg nicht zu gewinnen, werde allmählich niedriger geschraubt. Ein noch schwerer wiegendes Zeichen dafür, daß England und Frankreich schlecht spielen, sei es, daß sie die Herrschaft über sich selbst verlieren.

Die starke Entrüstung der Neutralen beweise, daß der Versuch

der britischen Regierung mittels des Herrn Churchill nicht nur die Karten der Westmächte aufgedeckt habe, sondern auch ihre Schwäche und ihre Furcht.

Der Lügenlord durchschaut!

Moskau, 26. Januar

Unter der Überschrift „Mister Churchill wird nervös“ kommt die „Prawda“ in einer von beifühendem Spott durchgezogenen Glosse noch einmal auf die Rede Churchills vom 20. Januar zurück.

Die Rede Churchills habe, so stellt das Blatt fest, einen „wirklichen Sturm“ in den neutralen Staaten hervorgerufen infolge der Drohungen, die Churchill an diese Länder gerichtet habe. Wenn man jedoch den Neußerungen Churchills auf den Grund gehe, so stecke dahinter nichts anderes als „ernstliche Besorgnis, um nicht zu sagen Angst“. Dem britischen Imperialismus ist es nicht gelungen, mit fremden Mächten Krieg zu führen, auf seine eigenen jedoch vertraut er offensichtlich wenig.

Mit seinen unverhüllten Drohungen an die neutralen Staaten habe der temperamentvolle Mr. Churchill jedoch zugleich auch Pläne des englisch-französischen Kriegsblocks ausgedeutet, die darauf hinausliefen, neue Kriegsschauplätze im Norden und im Süden zu schaffen. Der britische Imperialismus wünsche die Ausdehnung des Krieges nach Churchills eigenen Worten deshalb, weil England und Frankreich andernfalls, erschöpft vom Kriege, gezwungen sein könnten, einen schmachvollen Frieden zu schließen. Churchills anmaßende Neußerungen gegen die Sowjetunion würden nicht überzeugender klingen als seine Drohungen gegen die Neutralen. „Mister Churchill ist in Sorge nicht nur deshalb, weil die Kriegspläne des britischen Imperialismus ein Fiasko erlitten haben, sondern auch deshalb, weil die Versuche nicht gelingen können, die neutralen Länder in den Krieg hineinzuziehen, weil keine neuen Kriegsschauplätze dort entstehen, wo England diese haben möchte.“

Niemand könne die Kompetenz Churchills in der Beurteilung der Kriegslage bestreiten. „Es ist offenbar nicht zum Besten bestellt im englischen Kabinett“, so schließt die „Prawda“ ihre Betrachtung. Erst kürzlich nahm aus „unbekannten Gründen“ der Kriegeminister Horre-Welsha seinen Abschied, der Propagandaminister Mac Millan ist zurückgetreten, der Marineminister Churchill ist offenbar nicht ganz bei sich.“





kaum zu Atem kommen, weil sie viel zu spät mit ihren veralteten und uninteressanten Photos anrückte, während die deutschen Photos vom Krieg in Polen nahezu allein das Feld beherrschten. In London gab es gewaltige Wut und selbst im Unterhaus wurde über diese skandalösen Mißstände geschimpft. Die Gegenseite holte zum Schläge aus. Seither ist beispielsweise im Photowesen ein fühlbarer Wandel eingetreten. Die Bildredaktionen der nordischen Blätter werden von Paris und namentlich von London aus derart mit Material übersättigt, daß anscheinend die Papierföhrer den Dienst verweigern und daß schon deshalb sehr viel in den Zeitungen erscheint, was eigentlich gar nicht so sehr als Bereicherung empfunden werden kann. Aber auch jetzt noch hält sich das deutsche Photo tapfer. Bei der Bedeutung, die gerade heutzutage dem Bildmäßigen bei der Aufklärung und Leitung der Massen zukommt, ist dieser Umstand sehr wichtig.

Im Nachrichtenwesen der Presse und des Rundfunks liegen die Dinge etwas anders. Immerhin sind die Zeiten vorbei, wo es bei Nachrichtenmeldungen oft genug hieß: „Von englischer Seite wird gemeldet, daß...“. Die Deutschen behaupten zum gleichen Thema, daß... Die heilsame und journalistisch sehr zu begrüßende Anordnung, daß jede Meldung mit Quellenangabe versehen werden muß, hat das hemmungslose Wuchern anonymen Lügenunkrautes unterbunden. Vielleicht achten viele Leser nicht darauf, ob die Nachricht den Zufuß trägt, (N.B. von Reuters), was andeuten soll, daß es sich um eine vom dänischen Nachrichtenbüro aus Reutersmaterial übernommene Meldung handelt. Aber wer etwas hellhörig geworden ist, kann immerhin die Glocken läuten hören. Natürlich, wenn in irgendeiner gespannten Situation englische Meldungen riesengroß, mit packenden Überschriften und jugendlicher Aufmachung auf der ersten Seite erscheinen, die deutschen Dementis dagegen auf der zweiten oder vierten, so hilft die Quellenangabe nicht viel; entsprechende graphische Wiedergabe erweckt immerhin den Anschein einer Parteinahme. Überschrift und Placierung „machen“ die Meldung.

Die Westmächte haben ihr starkes Interesse an der dänischen Presse durch Ernennung von Presseattachés bekundet, die den Reichen der aktiven Journalistik entnommen wurden. Der englische Gesandte in Kopenhagen hat sich bei seinem Amtsantritt etwas zu auffällig propagandistisch bemüht; sein französischer Kollege begnügte sich mehr mit Repräsentation und Betätigung innerhalb der „Alliance Française“. In dieser recht rührigen Propaganda-Organisation gab es bei Erneuerung des Vorstandes eine kleine Palastrevolte, die für die Franzosen wenig erfolgreich verlief: die französischen Mitglieder versuchten, unter der Parole „Plas den Sungen“ einen der Ihren an eine maßgebende Stelle zu schieben, aber der dänische Präsident ließ sich selbst von dem Vorschlag, er führe die Geschäfte allein, „diktatorisch“, nicht zur Abdankung bewegen, und die „Revolutionäre“ blieben in der Minderheit.

Wie die Westmächte ansonsten ihre Propaganda betreiben, ist ganz auskunftreich: Die Franzosen schicken beispielsweise einen Herrn, der ein Buch über Frankreich und die skandinavischen Frauen verfaßt hat, zu einem Vortrag über „Die Frauen, das ewige Rätsel“. Die Engländer veranstalten gegenwärtig eine Graphik-Ausstellung. Seher versucht, mit Konzerten oder anderen kulturellen Leistungen Eindruck zu machen. Nun, auf diesem Gebiet braucht Deutschland um den Ausfall einer unparteiischen Bewertung nicht bange sein. Vorlesungen von Gelehrten und Dichtern, nach dem Heinrich-Georg-Zert, hier hat Deutschland einen Vortrags, den die anderen schwerlich einholen können.

Eines jener Gebiete, auf dem die Gegenseite, namentlich England, noch dominiert, ist das Buchwesen. Wohl gibt es stellenweise deutsche Bücher, nicht nur Romane, sondern auch politische Literatur, in den Auslagen; Mund ist sogar mit dänischen Uebersetzungen vertreten. Aber was für eine Ueberschneidung an englischen Druckerzeugnissen! Keine Buchhandlung ohne W. C. im Schaufenster: „Step by step“, das Selbstbekenntnis des Kriegstreibers, scheint von Zauberhand allenthalben an gute Stelle gerückt. Ähnliches gilt von anderen englischen Büchern, und vollends von den Zeitschriften. Gewiß, die gut aufgemachten und interessanten deutschen Illustrierten halten, genau wie die übrige deutsche Presse, ehrenvoll ihren Platz. Aber die in London von Emigranten herausgegebene „Picture Post“ macht sich immer mehr breit. Wer vollends einmal in Wartezimmer von Ärzten oder in anderen für das Auftreten der illustrierten

So arbeitete Kriegsheger Coulondre!

(Fortsetzung von Seite 1)

Matth und jedes Hintertreppengericht werden von ihm als bare Münze nach Paris gegeben. Am diese Seite seiner Berichtserstattung zu kennzeichnen, mögen folgende Beispiele genügen: Schon am 15. Dezember 1938, also wenige Wochen nach Eintritt seines Postens in Berlin, weiß Coulondre dem Reich ohne jede Unterlage, rein aus der Luft gegriffen, phantastische Eroberungspläne abzuzeichnen, die u. a. die Unterwerfung Ungarns und die Schaffung einer Groß-Ukraine zum Ziel haben sollen.

Am 17. März 1939 schreibt Coulondre über die Reise des Präsidenten Hacha nach Berlin folgendes: Am Nachmittag des 14. März ließ die deutsche Gesandtschaft in Prag das Palais Czernin (das tschechische Außenministerium) wissen, daß es in Anbetracht der Verschärfung der Lage nützlich sein könne, wenn der Präsident der Republik und der Minister des Auswärtigen sich nach Berlin begeben würden. Aus dieser Darstellung soll natürlich gefolgert werden, daß die tschechischen Staatsmänner durch deutschen Druck gezwungen worden seien, die Reise nach Berlin anzutreten. In Wahrheit war es bekanntlich Präsident Hacha selbst, der angesichts der Loslösung der Slowakei und der chaotischen Zustände in Böhmen und Mähren von sich aus darum bat, zusammen mit seinem Außenminister vom Führer empfangen zu werden. Diese Bitte wurde vom Außenminister Chvalkovsky dem deutschen Geschäftsträger in Prag zunächst am Abend des 13. März telefonisch und dann am frühen Morgen des 14. März durch ein persönliches Handschreiben wiederholt, worin der tschechische Minister anfragte, ob Seine Exzellenz der Herr Reichskanzler dem Herrn Präsidenten Dr. Emil Hacha Gelegenheit zu einer persönlichen Unterredung gewähren würde. Hierauf kam bekanntlich Präsident Hacha nach Berlin und legte in einer freien Vereinbarung das Schicksal seines Landes in die Hand des Führers.

Ebenso unklar wie die Behauptung Coulondres über dieses Thema ist auch seine Darstellung des Verlaufes der Berliner Besprechungen mit den Herren Hacha und Chvalkovsky. Obwohl der französische Botschafter von den damaligen internen Vorgängen überhaupt keine Kenntnis haben konnte, schildert er sie ausführlich in einer Weise, die nur als Sensationsmacherei schlechterer Sorte bezeichnet werden kann.

Am 7. Mai 1939 gibt Coulondre die Aufzeichnung über ein

Presse geeigneten Gegenstand eine Stichprobe gemacht hat, findet dieses Erzeugnis auffallend häufig, genau wie allenthalben „War“ und andere englische Kriegsektüre ausstrahlt.

Auf einem besonders wichtigen Gebiet, dem Filmwesen, hat deutsches Kulturschaffen andererseits bedeutende Erfolge zu verzeichnen. Die drei erfolgreichsten deutschen Künstler, deren Namen heute im Munde des gesamten dänischen Kinopublikums sind, heißen Forst, Jannings und Krauß. „Bel Ami“ und kurz danach „Robert Koch“ (unter dem Titel „Der große Arzt“) haben dem Ruf des deutschen Films, den die Propaganda der Alliierten und der Juden zerstören wollte, einen gewaltigen neuen Auftrieb gegeben, nachdem vorher bereits der deutsche Fliegerfilm „D III 88“ nützliche Aufläuterarbeit verrichtet hatte. Vor allem hat natürlich „Robert Koch“ starken Eindruck gemacht, obwohl er mit seinem hohen Niveau und seinem diskreten Spiel, seinen großen Dialogen gerade an ein nicht deutschsprachiges, durch amerikanische Sensationsfilme „verwöhntes“ Publikum erhebliche Ansprüche stellt, und obwohl die Szenen aus dem alten Reich, mit dem Aufgehen der Wache Unter den Linden oder der Dismard-Rede im Reichstag, dem altdänischen Empfinden vielleicht etwas fremd sind. Doch gerade diese Szenen haben sich eine große Publikumswirkung. Auch zu dem Film „Bel Ami“ fürmt das Kopenhagener Publikum jeden Abend in wahren Scharen herbei, um jene Melodie zu hören, die ohnehin an jeder Kopenhagener Straßenecke zu vernehmen ist. Die Kritik bemerkt nahezu einheitlich, dieser Film sei wahrhaftig „fast französisch“ gemacht, obwohl die Deutschen, wie man bei den Darstellern merken könne, natürlich keine Franzosen seien. In der Tat, wir wollen allerdings niemals Engländer oder Franzosen werden, und wir erblicken die beste Propaganda darin, unser Wesen der Welt so zu zeigen, wie es wirklich ist.

Gespräch mit einem angeblichen „Vertrauten des Führers“ nach Paris, obwohl ihn schon die Person des Verfassers der Aufzeichnung zur größten Vorsicht hätte zwingen müssen. Es steht nämlich fest, daß diese Aufzeichnung von dem französischen Botschaftssekretär Conty stammt, der in den politischen Kreisen Berlins als übler antideutscher Heger bekannt war. Er hatte sich sogar gegenüber Deutschen zu derartig ungläublichen Angriffen auf die Reichspolitik hinreihen lassen, daß das Auswärtige Amt bereits im Dezember 1938 die französische Botschaft hatte bitten müssen, seine baldige Verweisung zu veranlassen. Der französische Botschafter mußte sich also im Mai 1939, nachdem der Fall Conty von deutscher Seite auch mit ihm selbst besprochen worden war, klar darüber sein, daß dieser Untergebene in seiner notorischen Deutschfeindschaft ihm völlig unzuverlässig und entstellte Berichte liefern würde. Trotzdem beistellte sich Coulondre, aus der Contyschen Aufzeichnung die weitgehendsten politischen Entschlüsse zu ziehen und die französische Regierung in scharfmacherischer Weise zur Verstärkung der französischen Aufrüstung und zur Entfesselungspolitik anzutreiben.

Diese Scharfmacherei ist neben der an den vorstehenden Beispielen aufgezeigten Unzuverlässigkeit überhaupt das eigentliche Charakteristikum, das die Berichterstattung des Botschafters und damit ihn selbst kennzeichnet. Schon am 16. März 1939 liefert er das Stichwort für die antideutsche Propaganda des Entfesselungskrieges, indem er behauptet, „das Deutschland Adolf Hitlers sei zur Eroberung Europas aufgebrochen“. Am 19. März fordert er seinen Minister auf, nun endgültig zur traditionellen Entfesselungspolitik zurückzukehren. Man müsse im Osten eine Barriere errichten, die den deutschen Druck wenigstens in gewissen Grenzen aufhalten könne. Dabei müsse man sich die Anruhe der Hauptstädte Mitteleuropas und vor allem Warschau zunutze machen. Gleichzeitig solle Frankreich mit allen Mitteln und mit größter Schnelligkeit seine Rüstung auf das äußerste vermehren. Am Tage nach der vorjöhnlichen Rede des Führers vom 28. April schreibt er, man werde Deutschland im Zaume halten können, wenn man nur weiter anrühre und das antideutsche Bündnisystem verstärke. Jedes Eingehen Polens auf das großzügige deutsche Angebot sieht er als verhängnisvoll für Frankreich an, denn es hätte nach seiner Ansicht Polen der Nähe nähern und dem englisch-französischen Block abspenstig machen können. Ohne jedes Verständnis für das Interesse Deutschlands am Schicksal der deutschen Stadt Danzig und den deutschen Volksgenossen in Polen sucht er seiner Regierung in immer neuen Wendungen zu suggerieren, daß Deutschland das Danziger Problem nur als Vorwand benutze, um Polen „zu einem Vassallen des Reiches zu machen“.

Auch während der Zuspühung der deutsch-polnischen Krise bleibt für Coulondre nur ein Gedanke maßgebend: Polen darf dem französischen Bündnisystem nicht verloren gehen; deshalb darf keine deutsch-polnische Verständigung zustandekommen.

So wendet er sich am 11. Juli ausbrüchlich gegen den Gedanken, Polen zu irgend einem Einlenken zu bewegen: „Jeder Druck auf Warschau, um es dahin zu bringen, den deutschen Forderungen nachzugeben, könnte nur zu den schlimmsten Katastrophen führen. Am 27. August beschwört er nochmals seine Regierung, unter keinen Umständen den Eindruck aufkommen zu lassen, „als launeten die Westmächte auf irgend einen möglichen Vergleich“, und in der Nacht vom 29. zum 30. August telephoniert er seinem Minister, er stimme dem englischen Botschafter darin zu, daß Polen einen Unterhändler ernennen solle, um „in den Augen der Welt seinen guten Willen“ zu zeigen, erklärt aber sofort, eine Reise Beckers nach Berlin würde ernste Nachteile mit sich bringen, da sie als ein moralischer Erfolg Deutschlands und als Zeichen des politischen Nachgebens ausgelegt werden könnte. Hier erbringt Coulondre einen besonders deutlichen Beweis dafür, daß die Westmächte niemals ernste Verhandlungen über die berechtigten deutschen Forderungen getünicht haben, sondern daß ihr Vorstoß einer direkten deutsch-polnischen Fühlungnahme ihnen nur in letzter Stunde ein Alibi vor ihren Wilsen und der Welt verschaffen sollte.

So hat Botschafter Coulondre, der in Berlin jedem Deutschen versicherte, alles zu tun, um die deutsch-französischen Beziehungen so gut wie möglich zu gestalten, sich in Wahrheit als einer der Totengräber der deutsch-französischen Verständigung erwiesen. Man würde ihm allerdings zu viel Ehre antun, wenn man ihm die Rolle einer fahrenden politischen Persönlichkeit zuweisen wollte. Er war nur ein besessener Handlanger kriegstreibender Kräfte in Paris, deren Tendenzen er kannte und durch seine Berichterstattung fördern wollte.

Er hat mit dazu geholfen, daß es seinen maßgebenden Gefinnungsgenossen in Paris gelang, die im Schleppan Englands fahrende französische Regierung zur Erklärung des Angriffsrieges gegen Deutschland zu bestimmen. Heute ist dieser Diplomat anscheinend einer der außenpolitischen Berater des französischen Ministerpräsidenten und hat gewiß sein Teil dazu beigetragen, daß das Friedensangebot des Führers vom 6. Oktober 1939 zunächst abgelehnt wurde. Wir beneiden das französische Volk nicht um diesen Mann.

Wir warnen Neugierige!

Kriegsheger empfiehlt Bombardierung Berlins

Neuhof, 26. Januar

In der Zeitschrift „Liberth“ bekräftigt der bekannte englische Schriftsteller H. G. Wells die rückichtslose Bombardierung Berlins als einziges Mittel, um — wie er sich ausdrückt — Deutschland „den Ernst der Lage klarzumachen“. Mit zynischer Brutalität „begründet“ Wells diesen Vorschlag mit der Erklärung, daß er nicht die übertrieben jarten Empfindungen anderer für das deutsche Volk teile, das endlich einmal spüren müsse, „was seine Regierung anderen Nationen zufüge“. Zum Anglist der gesamten Menschheit sei Berlin 1918 nicht gründlich bombardiert worden. Die gründliche Zerstörung deutscher Städte, Bombardierungen und dergleichen, würden auf das deutsche Volk eine heilsame Wirkung ausüben.

Wir danken diesem erleseinen Vertreter der britischen Seeräubernation für die brutale Offenheit, mit der er wieder einmal den Vernichtungswillen Englands gegenüber dem deutschen Volk zum Ausdruck gebracht hat. Aber eines möge sich Herr Wells und seine britischen Auftraggeber gefast sein lassen: Jeder Versuch, deutsche Städte mit Bomben zu verwüsten, würde von uns mit Maßnahmen unserer Luftstreitkräfte beantwortet werden, von denen sich die englischen Heerapostel vielleicht noch nicht die rechte Vorstellung machen. Bomben auf Berlin würden mit zehnfacher Zahl auf London vergolten werden. Im übrigen werden die englischen Flieger nach den bisher schon an der deutschen Küste gemachten Erfahrungen besser als der Heger Wells von seinem Schreierisch aus beurteilen können, was der Versuch eines derartigen Unternehmens für sie bedeuten würde.

In einer United-Press-Meldung aus Oslo heißt es, die Reederei Johanssen in Bergen habe die Nachricht erhalten, daß ihr 2100 Buntoregister tonnen großes Schiff „Miranda“ nach einer Explosion in der Nordsee gesunken sei. Von der 1750tigen Besatzung sollen drei in Kirkwall an Land gebracht worden sein, wohingegen das Schicksal der anderen zwölf unbekannt sei. Zwei Besatzungsmitglieder sollen umgekommen sein.

Der jugoslawische Zerstörer „Zubjana“ wurde um 17.20 Uhr bei der Einfahrt in den Kriegshafen Schiden bei schwerem Seegang zwischen zwei Inseln gegen ein Riff geschleudert und so schwer beschädigt, daß er kurze Zeit darauf sank.

Spähtrupp am Fieth of Faeth

Unermüdliche Einsatzbereitschaft unserer Fernaufklärer

„Vom Feindflug zurück, Auftrag erfüllt!“ So meldet sich eben eine vom Aufklärungsflug am Fieth of Faeth zurückgekehrte Besatzung bei ihrem Staffelführer. „Nun, wie war's?“ fragte der Hauptmann. „Klarer Himmel, Flakabwehr, Jägerangriff!“ lautet die ebenso lakonische Antwort. Der Bortwort zeigt auf die Maschine: „Einige Treffer haben wir abbekommen, aber wir haben auch ganz gut geschossen!“ Und während der Staffelführer sich über die Einzelheiten des Fluges berichtet, arbeitet die Bildstelle der Staffel längst mit Hochdruck an der Auswertung der Flugergebnisse.

„Auftrag erfüllt!“ Wer in der Heimat kann ermessen, was in diesen Worten liegt, und welches Maß selbstloser Einsatzbereitschaft sich dahinter verbirgt? Unsere Fernaufklärer, die Tag für Tag viele hundert Meter von der Heimat entfernt über Feindesland fliegen, machen nicht viele Worte. Sie sind gewohnt, immer aufs neue der Gefahr und dem Tod ins Auge zu sehen, sie sind in diesen Monaten eines erbitterten Kampfes hart und verlässlich geworden. Und wenn nach einem Feindflug ihre Augen froh aufblitzen, dann in der Genugtuung, wieder einmal Pflicht und Verantwortung bis zur Reize ausgekostet zu haben, einer Genugtuung, die ihren Ausdruck in dem „Auftrag erfüllt!“ findet.

Wenn in den Heeresberichten von „Spähtrupp-Unternehmungen“ berichtet wird, dann ist dies für die Öffentlichkeit ein festumrissener Begriff. Dann weiß jeder, daß wieder einmal ein paar schneidende Männer auf nächtlichen Schleifpfeilen durch Orastverbaue und Minensfelder einen Erkundungsvorstoß gegen den Feind durchgeführt haben. Auch der Zweck solcher Unternehmungen ist klar. Es gilt, festzustellen, welche Truppen der Feind an der betreffenden Stelle zusammengezogen, welche Abwehr- oder Angriffsmittel er dort konzentriert hat und wie stark oder schwach seine Befestigungsanlagen sind. Weil aber die Männer, die sich zu derartigen Unternehmungen zusammenschließen, jedesmal Blut und Leben riskieren und oft genug ein einzigartiges Beispiel von Tapferkeit und Pflichtbewußtsein geben, ist es nicht mehr als recht und billig, daß die Heimat ihrer schweren Arbeit ein besonderes Interesse entgegenbringt, ihre Taten anerkennt und ihrem selbstlosen Einsatz Bewunderung und Dank zollt.

Dem Spähtrupp am Westwall stehen unsere Fernaufklärer in nichts nach. Die besondere Schwere ihrer Aufgabe liegt darin, daß sie als „Einzelgänger“, ohne den Schutz von Jagd- oder Kampffliegern, in die stark verteidigten Zentren der britischen oder französischen Industrie, in die entferntesten Schlupfwinkel der feindlichen Flotten vorstoßen müssen. — Luftspähtrupps, von deren Fähigkeit und Mut wichtigste Entscheidungen abhängen! Wir haben Wacht über der Nordsee zu halten, die Bewegungen von Kriegsschiffen und Geleiten zu verfolgen, die Veränderungen auf den Truppenplätzen und feindlichen Flugplätzen festzustellen, den Bau von Rüstungsbetrieben, Docks und Werften durch die Kamera festzuhalten, die Eisenbahnbewegungen zu überwachen, Abwehrgürtel der Flak oder Ballonperren zu kontrollieren und vieles mehr! Tag um Tag!

Der Erdspähtrupp kann und wird jeden Schutz ausnutzen. Sträucher, Bäume, Gräben sind sein Schutz. Ein vorher sorgfältig ausgearbeiteter Angriffsplan, der alle Möglichkeiten berücksichtigt, im rechten Augenblick die eigene Artillerie einschaltet oder Reserveheranzieht, sichert vor unerwünschten Ueberraschungen. Anders der Fernaufklärer. Ihm einen Erkundungsplan mit allen notwendigen Sicherungsmaßnahmen an Hand zu geben, ist unmöglich. Denn „erstens kommt es anders, zweitens als man will“. Da heißt es eben „Augen auf und entschlossen handeln“. So zieht der einsame „Wanderer zwischen den Welten“ seine Bahn; ihm winken die letzten Häuser, die letzten deutschen Schiffe, und dann verbindet ihn nur noch sein Funkgerät mit den zurückgebliebenen Kameraden. Was bietet ihm Schutz? Hügel und Sträucher? Nichts. Sein Schutz ist seine Besatzung, sind seine Vorwaffen und, wenn der Wettergott es will, die Wolken. Sonst nichts!

Da ist selbstverständlich, daß die Besatzungen der Fernaufklärer aufeinander eingepfeilt sein müssen, daß sie eine auf Geduld und Verderb verschorene Gemeinschaft bilden, den gleichen Willen zur Durchführung ihrer Aufgabe haben, die gemeinsame Abwehrkraft gegen feindliche Angriffe einsehen. Hier heißt es im wahren Sinne des Wortes: „Ein für alle, alle für einen!“

Die Erlebnisberichte der Besatzungen geben davon Zeugnis. Jeder Flug erfordert seine besondere Taktik. Denn vielfältig ist die Gefahr und — notwendigerweise der Himmel. Von der Entschlußkraft, im richtigen Augenblick das Richtige zu tun, hängt, wie selten, der Erfolg ab. Gejagt von der Flak, gehetzt von den feindlichen Jägern, muß die Besatzung — trotz allem — ihre Aufgabe lösen. Und wo sind im entscheidenden Moment die Wolken, in die man sich „zurückziehen“ könnte, wenn es allzu brenzlich wird! Die sind, weiß Gott, dann nicht da! Dann gilt es eben, die Nerven behalten und gut zielen. Jede Sekunde der Unaufmerksamkeit oder Nachlässigkeit birgt den Tod. Durch die Weite durchreiten! Stahhart bleiben! Kurven, Kurven! Aus allen Nerven feuern! Den Feind abschütteln! Denn niemand ist da, der euch zu helfen vermöchte. Und die Nacht ist fern, die Heimat weit.

Das sind unsere Fernaufklärer, die da Tag um Tag ihr Leben in die Schanze schlagen — abseits vom „großen Geschehen“, unbeachtet von der Öffentlichkeit, bescheiden im Hintergrund. Stille und unbekante Soldaten. Wenn von großen Luftschlachten berichtet wird oder von der Verfehlung von Kriegsschiffen und bewaffneten Handelsdampfern, dann hört man nicht, daß sie dabei gewesen wären. Daß ihre mühsame Aufklärungsarbeit aber oft genug die Voraussetzung für den siegreichen Angriff unserer Kampfgeschwader oder U-Boote ist, muß der Heimat einmal gesagt werden. Denn auch diese Männer verdienen ihren unaussprechlichen Dank. Sie sind die unerwünschten Helfer der Führung, die Luftspähtruppe von Meer, Marine und Luftwaffe, ihr Einsatz ermöglicht erst militärische Entschlüsse von weitesttragender Bedeutung. Dr. Weinschenk.

Die Waffen

Dr. Hans Steen:

Alle Rechte bei Carl Duncker-Verlag, Berlin

drin in dem Kasten. Schließlich machten wir die Kiste auf, da lagen ganze Kattenester, und die Alten sauchten uns wütend an...

Aber nun war das ja vorbei. Vieles war vorbei für uns alle. Da war unser Kommandant, Korvettenkapitän Schumann. Er hatte zu Hause eine Frau und vier kleine Kinder. Eines Tages hat dann seine Frau geschrieben, er möge sich doch auch ablösen lassen. Das taten damals viele, und es wäre nicht aufgefallen, wenn er es auch getan hätte. Aber Schumann hat es nicht getan. Er hatte von seinem Vorgesetzten und damit von seinem Obersten Kriegsherrn dieses Kommando bekommen, und er wollte es nicht eher aufgeben, als bis man ihn davon entband. Er ist in diesen Tagen sehr still und viel allein gewesen. Mit wem sollte damals noch geredet werden. Alle waren schon monatelang zusammen, und jeder kannte jeden Gedanken des anderen. Zwei Tage vor der Versenkung habe ich den Kommandanten beobachtet. Er ging allein durch die Räume. Viel Mobiliar stand nicht mehr drin. Und wenn Räume leer stehen, dann klingt der Schritt unheimlich hohl und dumpf. Ich hatte Waage, und er kam an mit vorbei. Ich glaube, gesehen hat er mich nicht. Er ging an den Flaggenstrahl, schloß ihn auf, holte die große alte kaiserliche Flagge heraus und legte sie auf den Tisch. Dann hat er lange still davor gestanden und sich nicht gerührt. Ich kann mir denken, was durch seinen Kopf gegangen ist.

Sehen Sie, diese Fahne, die dort auf dem Tisch lag, war für viele in Deutschland in jenen Tagen ja nicht mehr als ein Stück Tuch. Aber für uns, die wir die letzten auf der Flotte waren, war sie das ganze Leben. Wir hatten unter ihr anständig gekämpft, und viele waren auch gefallen. Nun war sie heruntergezogen und lag im Schrank. Aber in unserem Herzen wehte sie noch Vollmacht. Mit ihr lebten und mit ihr starben wir. Vom ersten bis zum letzten Tag unseres Soldatenlebens hatte sie über uns gewacht und war das Höchste gewesen, was wir in unserem Dasein kannten.

Schließlich hat der Korvettenkapitän sich umgesehen und auf die Fahne gezeigt. „Schließen Sie sie wieder ein. Sie wird noch gebraucht!“ Das waren seine Worte. Seine Hände gingen noch einmal über das weiche dicke Tuch. Dann ist er still davongegangen.

Heute weiß ich es genau: er hat damals Abschied von seiner Fahne genommen. Nicht nur von der Fahne, auch von seinem ganzen Leben. Er mag etwas von den Dingen geahnt haben, die sich achtundvierzig Stunden später abspielen sollten. Man weiß es nicht...

So gingen die Gedanken, als wir in den Kammern der Flutventile hockten. Nur noch ein paar Hammerschläge, und das Wasser schoß in mannsdicken Strahlen hinein. Wir sahen uns noch genau um. Das Licht würde wohl schon in den ersten Sekunden verlöschen. Außerdem hing die nächste Lampe einige Räume entfernt; wir sahen fast im Dunkeln. „Genau den Rückweg merken! Ihr habt nicht lange Zeit!“ Wer nach Öffnen der Ventile nicht mit einem einzigen Sprung aus der Kammer heraustrat,

Das Haus der sieben Winde

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W 50

ROMAN von CARL OTTO WINDECKER

8. Fortsetzung

„Bettler, wolltest du sagen?“ vollendete er ihren Satz. „Viel leicht, und doch bin ich reich. Sehr reich. Ich habe Geld, hier und in Neapel auf der Bank und in Rom. Viel Geld, Margareta. Ich könnte das ganze Städtchen hier damit kaufen. Und doch bin ich auch arm. Denn all das Geld hat nicht ausgereicht, mir den einzigen Menschen zu erhalten, den ich liebte...!“

Sie sprachen englisch. Der Arzt, der an den Tisch zurückgetreten war, um seine Instrumente zusammenzupacken, verstand sie nicht.

Frau Hamneron stand unbeweglich. Die Hände hielt sie wie zum Gebet gefaltet. Es war ganz still im Raum. Dr. Antinoris Instrumente klirrten leise.

„Warum tust du das alles?“ fragte Frau Hamneron gequält. „Wolltest du, daß ich dir Dank sagen muß?“

Der „Alte“ schüttelte den Kopf.

„Du brauchst mir nicht zu danken, Margareta. Aber soll dein Kind ein Krüppel bleiben für sein ganzes Leben...?“

„Es ist zuviel!“ sagte Margareta Hamneron tonlos. „Es ist zuviel, was heute über mich hereinbricht. Ich bin so müde. Es ist mir, als sei ich innerlich ausgehöhlt, — als sei ich nicht mehr ich. Robert...!“ Und wieder begann sie zu weinen.

„Henny... Henny... o Gott... werde gesund... werde gesund, mein Kind...!“

Von draußen hörte man das Signal eines Autos.

Der Arzt trat zu Frau Hamneron und legte ihr tröstend die Hand auf die Schulter.

Kommen Sie, Signora... draußen wartet der junge Deutsche, der Ihr Kind nach Neapel fahren will. Ich begleite ihn. Ich will dabei sein, wenn die kleine Signorina operiert wird. Haben Sie Mut und Vertrauen, Signora!“

Frau Hamneron stand auf.

Der „Alte“ nahm ihre Hand.

„Komm, Margareta“, sagte er leise. „Du darfst jetzt nicht allein sein. Komm... wir wollen gemeinsam warten!“

„Warten... warten... immer warten...“ brach es aus der Frau heraus. „Immer habe ich gewartet, seit Sabren voller Not und Sorgen, voller Zweifel und Verzweiflung!“

„Komm!“ sagte der „Alte“ sehr leise. „Komm... zu Hause wartet ein Brief auf dich, der auch dir deine Ruhe wiedergeben wird. Komm, Margareta...!“

Schweigend folgte sie ihm. Wiederum wichen die neugierigen Gaffer zur Seite, als die fremde Frau mit dem gemiedenen „Alten“ aus der „Casa sette venti“ das Haus verließ.

Die die einbrechende Flut gegen eine Wand schmettern alle Knochen im Leibe brechen. Wir horchten. — das Signal! „Wohlauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd hieß es handeln. Mit ein paar gewaltigen Hammerschlägen wurden die letzten Ventile offengeschlagen, noch eins — Achtung! Setzt auf dem Sprung stehen. Da — altes Knacken, ein Klirren, Knäusen — jäh ist es stock — das Brausen dröhnt in den Ohren — mit einem Luftstoß wir aus der niedrigen Tür geschleudert, schon schießt das nach. Die Ventile sind offen!

Aus allen Abteilungen hasten die Mannschaften nach oben, wenn sie die gleiche Arbeit wie wir erleben wollten. Wir stürzten an Deck. Noch ein paar Sekunden ist alles in der Ducht ruhig. Nur auf den Schiffen quirlt ein unheimliches Leben. Unser Kommandant hat alle Mann versammelt. Er hat seine beste Uniform an, und seine Augen sind hart und schmal.

„Sei's Flage!“ Heiser klingt sein Befehl. Und wir wollen ganz ehrlich sein, in der nächsten Minute haben wir alle Tränen in den Augen gehabt. Ich gebe es gerne und ehrlich zu. Da weht unsere alte Flagge breit in der Morgensonne aus. Höher und höher steigt sie. Wir alle stehen um den Kommandanten herum. Leise neigt sich schon das Deck. Aber niemand achtet darauf.

„Unser stolzes Schiff, unsere Markgraf, unsere deutsche Flagge — sie leben hoch, hoch, hoch!“

Der Kommandant hat das gerufen. Und wir antworten: „Hurra, hurra, hurra!“ Von den anderen Schiffen tönt der

Panzerschiff „Deutschland“ wieder in der Heimat

Jagdeinsätze an der Westfront / Aufklärungsflüge gegen Großbritannien

Berlin, 25. Januar

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Westen keine besonderen Ereignisse.

Luftwaffenverbände führten Jagdeinsätze an der Westfront und Aufklärungsflüge gegen Großbritannien durch.

Das Panzerschiff „Deutschland“, das seit Kriegsausbruch Handelskrieg im Atlantischen Ozean geführt, ist vor einiger Zeit in die Heimat zurückgekehrt.

Panzerschiff „Deutschland“ auf den Namen „Lützow“ umgenannt

Berlin, 25. Januar

Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht hat die Umbenennung des Panzerschiffes „Deutschland“ auf den Namen „Lützow“ befohlen, da der Name „Deutschland“ für ein größeres Schiff vorgesehen ist.

Der ursprünglich auf den Namen „Lützow“ getaufte Schwere Kreuzer wird gleichfalls umbenannt werden.

Schöne Blicke folgten den beiden. Aufgeregt flüsterten die Menschen miteinander. Sie sprachen ganz leise, als fürchteten sie, der „Gottatone“ könnte ihre Worte hören. Immer noch flutete der Regen mit unverminderter Wucht nieder. Der Schirokko heulte und sang und trieb die Wellen des Meeres vor sich her. Immer noch donnerte und tobte die Brandung vor dem schmalen kleinen Strand des Städtchens... Als die Einheimischen, die am Strand versammelt standen, sahen, daß der junge Deutsche mit Dr. Antinori und der verlegten Signorina in seinem Auto abfuhr, da schüttelten sie bedenklich den Kopf. Droben in den Bergen hingen die Wölfe. Der junge Deutsche würde nicht die Hand vor den Augen sehen. Und die Straße bestand nur aus Kurven und engen Durchfahrten, aus spitzen Rehen und steilen Anhöhen. Vor einem Jahr etwa war dort oben der Omnibus von Sorrent abgestürzt. Hundert Meter tief ins Meer. Keiner der zwanzig Insassen war gerettet worden.

*

Auf halbem Wege zu dem alten Turm blieb Frau Hamneron plötzlich stehen.

„Robert“, sagte sie. „Du hast mein Kind zu retten versucht. Du hast mir ein Opfer gebracht, größer, als es mir je ein Mensch gebracht hat. Ich habe kein Recht mehr, als Richter vor dich zu treten. Ich habe kein Recht mehr zu fragen, wie Sohn starb... laß mich nun allein.“

Er schüttelte den Kopf.

„Du hast das Recht, Margareta. Du sollst mich fragen. Ich werde dir antworten. Du sollst alles über mein Leben erfahren. Ich werde dir zuerst erzählen, was du wissen wolltest. Dann aber mußt du den Brief lesen... es ist der letzte Brief, den Sohn in seinem Leben schrieb. Komm!“ bat er noch einmal.

Schweigend betraten sie den alten Turm.

Dort auf dem Tisch lag der Brief, wie ihn Frau Hamneron, ungeschlen, niedergelegt hatte, als die Dorfungen ihr die Nachricht von Hennys Anglist brachten.

Margareta Hamneron und der „Alte“ setzten sich an den Tisch. Eine Weile blieb es still zwischen ihnen; dann fing der Mann an zu sprechen. Während er erzählte, war es den beiden, als veränderte sich der Raum, in dem sie sich befanden. Die Erinnerung wurde mächtig in ihnen und die Gestalten der Vergangenheit traten nacheinander ins Zimmer.

3. Kapitel

Im März 1919 saß in einer Kneipe im Hafenviertel von Neapel ein junger Mann vor einem halbgeleerten Glas dünnen, lauwarmen Prohibitionsbieres. Sein Anzug glich eher einem tragikomischen Maskenkostüm, als der Bekleidung eines vernünftigen Menschen. Zu rissigen Lackschuhen, die an den Seiten die Fäden aufwiesen, trug er eine dünne, verwaschene Baumwollhose, wie sie die Matrosen tragen, einen schmutzigen Pullover und darüber eine blassfarbene Soldatenjacke, die wie die Uniform der U.S.A.-Armee ausfiel, nur daß sie keine Abzeichen hatte. So gar die Knöpfe waren abgeschnitten und durch zivile Hornknöpfe ersetzt. Zudem war die Jacke viel zu eng, die Ärmel reichten kaum bis zu den Handgelenken, der Kragen stand offen, — vermutlich weil er überhaupt nicht zu schließen war.

Angehörige von Frontkämpfern betrogen

Gemeiner Volksschädling zum Tode verurteilt

Bamberg, 25. Januar

Die Justizpressestelle teilt mit: Der am 3. Februar 1901 geborene Johann Diez aus Bergheimfeld (Landkreis Schweinfurt) wurde durch Urteil des Sondergerichtes Bamberg vom 24. Januar 1940 wegen eines fortgesetzten Verbrechens nach § 4 der Verordnung gegen Volksschädlinge zum Tode und zum dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurteilt.

Diez, der bereits mehrfach vorbestraft ist, hat unter Ausnutzung der Kriegsverhältnisse gemeine Betrügereien begangen. Als angeblicher Frontkämpfer suchte er Familien auf, von denen er wußte, daß Angehörige an der Front waren, und schädigte diese in gemeinsamer Weise. Das Gericht kennzeichnete dies als den Typ eines Volksschädlings, für dessen Sitten nur die Todesstrafe in Frage kommen könne.

gleiche Ruf zu uns herüber. Da — überall ist unsere alte, ruhmreiche Fahne wieder aufgezogen, überall steht die Crew an Deck. Mehr und mehr legen sich die stolzen Schiffe nach Steuerbord oder Backbord über. Der „Markgraf“ fackelt tiefer und tiefer, wir merken es unter den Sohlen.

Was wir gemacht hatten, war unsere Pflicht. Es war aber auch unser Recht. Wir hatten unsere eigenen Schiffe versenkt, für den Befehl war nur der Admiral verantwortlich. Und zwar nicht etwa dem Engländer, sondern nur seinem Vorgesetzten, von dem er das Kommando erhalten hatte.

Mit schäumendem Bug jagten die Bewachungsfahrzeuge auf uns zu. Vorne standen Kerls mit Flinten, die sie gleich an die Backen rissen. Auch die zivilen Drifter beteiligten sich an dem wilden Durcheinander, das jetzt einsetzte. Man fuhr auf ein sinkendes Schiff los, sah aber inzwischen, daß ein anderes Schiff schon tiefer im Wasser lag, und änderte schnell den Kurs dorthin. Auf dem Weg zum zweiten Schiff fand man die ersten Boote, die nun von der deutschen Besatzung ausgefüllt waren, und änderte wieder den Kurs. So jagten die Torpedoboote und die Bewacher wie irrsinnig durcheinander. Sie merkten, wie ohnmächtig sie gegen unsere Tat waren. Schon hatte sich „Friedrich der Große“ auf die Seite gelegt und war dann über Steuerbord in die Tiefe gerutscht. Nur noch ein paar Spieren schossen aus dem kochenden Wasser.

(Fortsetzung folgt.)

Baldur von Schirach:

Daß wir uns selbst vergessen, daß wir uns opfern, daß wir treu sind, das ist die Volkstugend der Gefallenen an die Lebenden, das ist der Ruf des Jenseits an die Zeit.

Langemarck-Feier 1935

Gedenktage: 1781 * Der Dichter Ludwig Uhland v. Arnim in Berlin (+ 1831) — 1823 + Der Mediziner Edward Jenner in Berkeley (* 1749) — 1878 * Der Schriftsteller Rudolf Alexander Schroeder in Bremen — 1881 * Der Schriftsteller Alfons Paquet in Wiesbaden — 1920 + Der Maler Fritz August v. Kaulbach in Ohlstedt bei Murnau (* 1850) — 1934 Deutsch-Polnischer Verständigungsvertrag — 1937 Gesetz über die einheitliche Regelung des deutschen Beamtenrechts — 1937 Gesetz über die erste territoriale Flurbereinigung im Deutschen Reich: Altona und Wandsbek kommen zu Groß-Bamberg, Lübeck, Cuxhaven, Eutin und Vitsenfeld zu Preußen, Wilhelmshaven zu Oldenburg.

Eine Karikatur. Nur — das Gesicht paßte nicht dazu. Ein frisches, offenes Gesicht, braungebrannt und gesund, mit hellen, geistigen Augen darin, die aber heute verdammt trübe in die Welt blickten.

Sie hatten alle Ursache dazu. Vor genau acht Tagen war der junge Deutsche Robert Reinhard aus dem amerikanischen Internierungslager entlassen worden, wohin ihn, vor zwei Jahren, als die Vereinigten Staaten Deutschland den Krieg erklärten, ein verhängnisvoller Zufall gebracht hatte. Ein Zufall? Eigentlich mehr: ein Verrat. Gerade als er sich auf einem norwegischen Dampfer anheuern ließ, um unter einem Decknamen und falscher Nationalität nach Deutschland zu fahren. Ein Franzose, ein Agent, der sich ebenfalls als Deutscher ausgab, hatte ihn den amerikanischen Behörden verraten. In den Staaten tobte der Wahnsinn der Kriegsbegeisterung, der künstlich erzeugte Haß gegen die „Sunnen“. Der junge Deutsche wurde verhaftet und der Spionage angeklagt. Als Wochen später die Verhandlung stattfand, hatte sich auch das Kriegsfeber der Amerikaner ein wenig gelegt. Robert Reinhard fand vernünftige, einsichtige Richter. Man sprach ihn frei und überführte ihn in das Internierungslager in der Nähe von Trenton.

Zwei Jahre der Untätigkeit im Lager folgten. Zwei sinnlos vergeudete Jahre mit Spaziergängen und Fußballspielen, mit Fußballspielen und Spaziergängen. Und doch nicht ganz sinnlos: denn Reinhard lernte. Die Lagerverwaltung war nicht kleinlich. Man hielt die Internierten nicht wie Gefangene — wie es in manchen anderen Staaten der Fall war. Man ließ ihnen persönliche Freiheiten. Die deutschen Vereine stifteten Bücher; man richtete Kurse ein. Nach einem mißglückten Fluchtversuch, nach Wochen kraftloser Verzweiflung, erkannte Reinhard, daß das Leben mit diesem Krieg, mit dieser Gefangenschaft nicht abgeschlossen war, daß es weitergehen würde. Aus dieser Erkenntnis heraus begann er an sich zu arbeiten. Die Zukunft lag ja noch vor ihm. Konnte er die Zeit der Internierung nicht dazu benutzen, sich auf sein späteres Leben vorzubereiten?

(Fortsetzung folgt.)

Kreisarchiv Stormarn V7



